

Immer nur Dissonanz – Über meinen Forschungsaufenthalt in Frankfurt

*Ken'ichi Moriya** **

Liegen meine Erfahrungen in Deutschland, die die Zeit von Anfang 1994 bis Oktober 1996 abdecken, bereits im Vergangenen? Muß ich, kann ich gar auf meine Frankfurter Zeit wohl – zurückblicken?

Als mein Lehrer, Herr Prof. *Jun'ichi Murakami*, mir die Möglichkeit eröffnete, am Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte an der Nidda in Frankfurt zu studieren, freute ich mich maßlos. Ich war ein Doktorand, der seine eben abgeschlossene Magisterarbeit über Savignys Methodenlehre schon vergessen wollte. Deutschland schien doch längst kein Traumort für die rechtswissenschaftliche Forschung mehr zu sein. „Die deutsche Begriffsjurisprudenz des 19. Jahrhunderts“ war in den mehreren Vorlesungen, die ich besuchte, geradezu als *das* Schimpfwort überhaupt verwendet worden. Freilich hatte ich meine Auseinandersetzung mit Savigny fortgesetzt, und für sie war ein Forschungsaufenthalt in Deutschland natürlich vorteilhaft. Darin lag aber nicht der entscheidende Grund meiner maßlosen Freude.

Nein, die Freude war dagegen diejenige, die mit jener erquickenden Vorstellung des „Aufbruchs“ unzertrennlich verbunden ist. Ich glaubte, mich durch diesen Sprung nach Deutschland von all den Umständen, in denen ich mich befand, befreien zu können.

Dann war ich in Deutschland. Meine Bemühungen gingen anfänglich dahin, alles Japanische möglichst aus dem Kopf zu verbannen. Nicht nur wollte ich keinen Japaner auf der Straße treffen. Selbst die japanische Sprache schreckte mich, da sie meine Gebundenheit an das Japanische zu fixieren schien. „Der Gedanke des ‚Aufbruchs‘“,

* *Anmerk. d. Verf. für die (Zweit)Veröffentlichung in Deutschland:* Jede Schrift ist von ihrem konkreten Zweck mitbestimmt. Der vorliegenden Schrift gilt dies genauso. Sie ist vor allem für – und gegen – das japanische, u.a. sich als intellektuell verstehende Publikum, zunächst aber nicht für das europäische Publikum, verfaßt worden. Meine „Frankfurter Lehrjahre“ waren und sind mir die prägnanteste — und ich möchte gerne gestehen: die glücklichste Zeit überhaupt gewesen. Aber solches in Japan für das dortige gelehrte Publikum zu proklamieren, hat die merkwürdige Konnotation: Ich bin in Europa als Kulturmensch anerkannt! Um diesen Unterton, der übrigens bei mir ja auch nicht ganz paßt, zu vermeiden, hat dieser für die japanischen Gelehrten bestimmte Essay einen Grundton gewählt, der dissonant klingt, und zwar zunächst den Europäern gegenüber. Von einem möglichen Pessimismus eines Nicht-Europäers ist aber gerade *nicht* die Rede. Es gibt nämlich auch *heitere* Dissonanzen, die – im Unterschied zu bloßem Geräusch – ein ironisch-spielerisches Verhältnis zur Harmonie haben.

** *Anmerk. d. Red.:* Der Beitrag ist zuerst (auf Deutsch) in der englischsprachigen Ausgabe der ICCLP Review 1999/Nr. 2, S. 43-45 erschienen. Wir danken der Redaktion und dem *International Center for Comparative Law & Politics* an der Universität Tokyo für die freundliche Genehmigung zum Abdruck.

dachte ich mir, „wird dann notwendig fleckig, wenn sich das Japanische in mich einschleicht“. Auch Selbstgespräche mußten kontrolliert werden und wurden konsequenterweise nur auf Deutsch geführt. Angst vor dem Identitätsverlust fehlte nicht. „Aber“, sagte ich mir, natürlich auf Deutsch, „dies nennt man jenen armseligen Trieb zur Selbsterhaltung, den man zu sprengen hat“.

Dieser Hochmut der Vernunft war von vornherein dazu verurteilt, gerächt zu werden. In grotesken Träumen stürmte die japanische Sprache wieder und wieder auf mich ein; dabei waren es nicht nur meine japanischen Freunde und Freundinnen, sondern selbst Prof. *Stolleis*, Prof. *Rückert*, oder aber *Gerhard*, *Karl*, *Rainer*, *Martha*, *Thomas*, *Milos* und viele andere, die da hervorragend (!) Japanisch sprachen.

Soviel war langsam klar geworden: Der kindische Versuch, mich vollständig zu europäisieren, ging auf Dauer nicht. Gleichwohl war dieser Versuch keineswegs erzwungen, sondern eigentlich gern von mir unternommen worden. Und schließlich befand ich mich eben in Deutschland, und um mich herum waren eben nur Europäer. Indes war meine Sprachfähigkeit sehr dürftig und entwickelte sich mangels Begabung ärgerlich langsam. Das war zunächst einmal eine wirklich miserable Tatsache. Wenn die wissenschaftliche Diskussion *accelerando* verlief, so mußte auch ich schnell sprechen, da ich in sie intervenieren, da ich sie auch mitmachen wollte. Dann wurde meine Aussprache peinlich japanischer, die Satzkonstruktion fehlerhafter und unverständlicher, das Wort „also“ häufte sich in unangenehmem Maße..... Es passierte nicht selten, daß durch meine ungeschickte, kantige Intervention die Lebendigkeit der Diskussion plötzlich abkühlte.

Diese Erfahrungen können aber nicht einfach als mein Vermissen freundschaftlicher Kommunikation mit den Europäern gedeutet werden. Die Sache war komplexer. Denn ein angenehmes Gespräch mit ihnen zu führen war an sich relativ einfach.

Zum Beispiel: Durchschnittliche europäische Intellektuelle freuen sich, wenn Japaner über japanische Besonderheiten sprechen. Wohl deshalb haben viele von ‚uns Japanern‘ in Europa die Gelegenheit erhalten, einen Vortrag über japanisches Recht zu halten. Es ist allerdings Vorsicht geboten. Man darf nicht mehr als billig auf dem Japanischen insistieren, sonst würden angenehmes Gespräch und Atmosphäre schnell verdorben. Mengt man noch eine leicht kritische Färbung gegenüber dem Japanischen dazu, um so besser. Damit würde man sich schnell als ein intelligenter, einer vornehmen Gesellschaft fähiger, witziger Japaner vorstellen. Dies ist ja auch bis heute das typische Bild eines japanischen Intellektuellen geblieben: Ein wenig japanisch, aber nicht ganz. Ein wenig kritisch gegenüber dem Eurozentrismus, aber nicht ganz. Deshalb ein wenig doch auch europäisch, weil das schick ist. Das ist das eiserne Prinzip, um in Europa als kultivierter Japaner angenehm zu leben. Und so häufen sich in beliebiger europäischer Sprache ja auch jene Aufsätze, deren Untertitel etwa „Beobachtungen aus japanischer Sicht“, „Ein alternativer Vorschlag vom Standpunkt Japans“ oder ähnlich lautet.

Man darf sich aber nicht täuschen. Japan ist in Europa heute im Grunde keine Merkwürdigkeit mehr. Europäer erfahren von Japan nicht mehr ausschließlich durch

jene „kulturvergleichenden“ Aufsätze oder den „künstlerischen Weg“, etwa durch weltbekannte Regisseure wie *Kurosawa*, *Ôzu*, *Mizoguchi*, *Oshima* oder *Miyazaki – Takeshi* schien während meines Aufenthaltes noch nicht in Frage gekommen zu sein –, Musiker wie *Ozawa*, *Takemitsu*, *Mitsuko Shirai* oder *Mitsuko Uchida*, Schriftsteller wie *Sôseki*, *Ôgai Mori*, *Kawabata*, *Mishima*, *Ôe*, *Shûichi Katô*, *Maruyama* oder *Banana Yoshimoto*, sondern vielmehr schon durch die bloße Anwesenheit der Japaner in Europa, sozusagen als ‚Ding an sich‘ für sie. Frankfurt, wo japanische Geschäftsleute, vornehmlich Bankiers und deren Familien, einen nicht zu übersehenden Teil der Bevölkerung ausmachen, bildet darin keine Ausnahme. Und schließlich kennen Frankfurter Rechtshistoriker schon nicht wenige und dazu (ausgerechnet!) so charakterstarke japanische Rechtshistoriker, die sich auf eigene Weise mit der europäischen Kultur auseinandergesetzt und dort einen Forschungsaufenthalt gehabt haben. Auszugsweise seien genannt: *Rinitsu Kawakami* (Kyoto Univ.), *Aritsune Katsuta* (Surugadai Univ.), *Yuji Sasaki* (Nihon Univ.), *Ryuichi Noda* (Fukuoka Univ.), *Akio Ebihara* (Tokyo Univ.), *Akira Wani* (Tokyo Univ.), *Junichi Murakami* (Toin Univ.), die dort promovierte *Naoko Matsumoto* (Hokkaido Univ.) und schließlich ich selbst.

Und umgekehrt: Die Auseinandersetzung mit der europäischen Kultur hat sich als ein fester Bestandteil der japanischen Tradition etabliert. Das kann man doch wohl nicht leugnen. Ob man sich dessen immer bewußt ist, mag dahin gestellt bleiben. Jedenfalls war ich selber seit meiner Kindheit von Europa fasziniert. Mein Interesse für Europa war ziemlich oberflächlich. *Savigny* war einfach interessanter als *Wagatsuma*, wie wichtig dieser auch gewesen sein mag. Dieses oberflächliche Interesse für Europa war auch während meines Aufenthaltes nie ganz gewichen. Nur war es damals die Zeit, da sich nach dem Zusammenbruch des Kommunismus in Osteuropa eine konservative Europa-Ideologie verbreitete, die mir merkwürdigerweise zuwider war. Ich war also genötigt, mein immer noch oberflächlich zu nennendes Interesse für Europa etwas zu präzisieren. In diesem Bewußtsein verfaßte ich auch den Essay „A und B“ (in: *Rechtshistorisches Journal*, 14. Bd.). *Natsume Sôseki* hat einmal das Verhältnis zwischen Japan und dem Westen als Problem begriffen. Aber die diesem Problembewußtsein zugrundeliegende Vorstellung einer Gegenüberstellung Japans mit dem Abendland schien mir nicht präzise genug zu sein. Eine Alternative hatte ich jedoch nicht.

Auch ohne solche Alternativen konnte ich mich aber nunmehr überzeugt darauf konzentrieren, die Besitzlehre Savignys, das Thema meiner Dissertation, eingehend zu analysieren. Noch immer war meine Sprachfähigkeit äußerst dürftig. Diese stotternde Aussprache wird bis zum Tode unüberwunden bleiben. Dieses Ungeschick wird sich auch in jeder meiner Beschäftigungen mit der europäischen Rechtsgeschichte vielfach widerspiegeln, und deren Ergebnisse werden mit den Leistungen europäischer Gelehrter stets etwas verlegene Dissonanzen erzeugen. Mit alledem war ich nun einverstanden. –

Auf die einst begehrte Identifizierung mit Europa habe ich seitdem Schritt für Schritt verzichtet; meine Tätigkeit in Deutschland, die anfänglich noch auf der Kategorie der

Identität beharrt hatte, verwandelte sich nun langsam, aber entschlossen in die analytisch angelegte Auseinandersetzung mit der europäischen Moderne.

Auch nach dem Ende meines Aufenthaltes besteht diese Haltung unverändert fort. Das hat auch einen praktischen Grund; meine Dissertation hatte während meines Aufenthaltes noch nicht abgeschlossen werden können. Erst in Tokyo und seit 1997 in Osaka, wo ich nun als „unpromovierter Professor“ (*Dieter Simon*) tätig bin, war sie fortgesetzt worden und im Sommer 1998 weitgehend abgeschlossen. Vor mir stehen allerdings noch etliche Prüfungen in Frankfurt, um ein promovierter Professor zu werden.

Mit dieser Promotionschrift steht die analytische Auseinandersetzung mit der europäischen Moderne ohnehin erst am Anfang. Jener Alptraum, den ich in Frankfurt geträumt hatte, ist in aller Schärfe heute noch leiblich gegenwärtig. Er ist unvergeßlich, denn er setzt doch mein Fasziniertsein von der europäischen Moderne voraus. Jene analytische Auseinandersetzung muß also fortgesetzt werden. Und sie erzeugt immer nur Dissonanz.